

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 5

Artikel: Die Kuhschmuggel-Geschichte
Autor: Frontière, Pierre / Simon, Samuel / Major, Jean
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079789>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Kuhschmuggel-Geschichte

Soeben hat ein Grenzwächter bei einem Bauern in Gy bei Genf sechs aus Savoyen eingeschmuggelte Friesenkühe vorgefunden. Die Dorfgenossen hatten ihm weismachen wollen, die Schneespuren kämen von Wildschweinen. Über den seit zwei Jahren grassierenden Kuhschmuggel berichten nachstehend drei Gewährsleute.

Ein Zollbeamter erzählt

Von Pierre Frontière

Das Kalenderblatt zeigte den 12. Mai 1967. Ich versah meinen Dienst am Zollamt Le Creux bei Vallorbe, der internationalen Grenzstation der Route Lausanne-Paris. Der Verkehr war mäßig. Es ging gegen 16 Uhr. Ich traute meinen Augen kaum, als ich von der französischen Seite her etwa dreihundert Kühe auf uns zukommen sah. Die Straße wurde durch die braune Masse völlig versperrt. «Ça alors!» rief mein Kollege und lief zum Telephon. Sollte diese ganze Herde, die sich langsam und scheinbar unaufhaltsam heranwälzte, hier durch den Zoll geführt werden? Nicht auszudenken!

Einige Automobilisten brachten ihren Wagen an abseits gelegene Plätze. Passanten gafften wie angewurzelt nach dem auf sie zukommenden Unheil. Gemeinsam mit drei Mann der herbeigerufenen Waadtländer Polizei und einigen Anwohnern gelang es uns drei Zollbeamten, die riesige Herde abzurängen, welche nun seitlich vom Zollamt, angetrieben von einigen französischen Bauern, einen kleinen Flußlauf benützend, die Schweizergrenze zu passieren versuchte. Die Zöllner hatten Weisung, nicht auf die Bauern zu schießen. So behelfen wir uns mit Stöcken, Geißeln und einem Riesenlärm. Schließlich vermochten wir mit großer Anstrengung und Aufregung die Herde wieder auf französischen Boden zurückzujagen.

Dieses an Wildwest-Verhältnisse

mahnende Ueberrumpelungsmanöver hatte — wie sich dann herausstellte — den Zweck, in der gleichen Zeit auf einem Schleichweg durch den Wald elf Kühe nach der Schweiz zu schmuggeln. Das gelang denn auch. Die Kühe wurden aber dann von den Zollfahndern in den Ställen verdächtiger Bauern eruiert und zur Schlachtbank geführt.

Dieser wenig bekannte Fall von Zuchtviehsmuggel an der waadtländischen Juragrenze veranlaßte mich, der Sache nachzugehen, denn man las seit einiger Zeit in der Presse sensationelle, aber nicht sehr aufschlußreiche Artikel und Reportagen über Zuchtviehsmuggel westschweizerischer Bauern. Auch über Schaffhausen wurde einmal versucht, Vieh zu importieren. C'est-à-dire, es sind vielleicht auch dort mehr Fälle vorgekommen; man weiß natürlich nur von denen, die vereitelt oder später festgestellt werden konnten. Es scheint aber doch, daß das die große Mehrzahl war...

Viehschmuggel nach dem Krieg

Mich beschäftigte das Erlebnis von Le Creux auch deshalb besonders, weil ich als Jüngling mehrere Sommerferien in einem Bündnerdorf zugebracht habe, wo eine Viehsmuggel-Geschichte einen dramatischen Ausgang genommen hat.

Der Krieg und die politische Abrechnung zwischen Fascisten und Antifascisten hatten in Italien chaotische Verhältnisse und großen Mangel zur Folge; zudem mußte der Staat hohe Abgaben verlangen, um wieder en marche zu kommen. Auf der anderen Seite ging es uns Schweizern doch relativ gut, sogar als 1945 auch hier noch großer Lebensmittelmangel und dazu die Rationierung bestand. Ein solches Wohlstandsgefälle verbunden mit staatlichen Regelungen ist die ideale Grundlage für einen blühenden Schmuggel. Dieser nahm denn auch an der 300 Kilometer langen schweizerisch-italienischen Grenze amerikanische Ausmaße an und konnte trotz einem militärischen Aufgebot von 400



Illustration
Heinz Stieger

Kuh Schmuggler

Mann 1945 kaum eingedämmt werden.

Geschmuggelt wurden von der Schweiz nach Italien einmal Pharmazeutika, Chemikalien, Zigaretten, Uhren und Radio-Apparate, vor allem aber Waren, die von italienischen Firmen auf dem Transitweg in die Schweiz eingeführt wurden. Die erste italienische Zollkontrolle wurde im Zollfreilager Genua auf völlig legale Weise passiert. Der niedrige Schweizer Zoll wurde bezahlt, von einem Grenzbahnhof in der Schweiz ließen die italienischen Auftraggeber die Ware nach einem geeigneten Dorf verschicken und von dort durch Schmuggler zurück nach Italien schleppen — über die unwegsame Gebirgsgrenze, wo die Zollkontrolle weniger schwer zu umgehen ist als an der Küste. Diese Ware bestand vor allem aus Kaffee, Zucker, Sacharin, Tabak und Salz. Dazu — man kann fast sagen: aus allem, was man in einem Warenhaus an nicht allzu schweren Artikeln finden konnte. C'est incroyable, aber ich habe einmal einen Mann vier kleine Nähmaschinen den Berg hinaufbuggeln sehen.

Von Italien in die Schweiz wurde dagegen vor allem Reis — er galt sogar als besser als der normal eingeführte —, Rauschgift, Salami und eben Vieh geschmuggelt.

In den Ferien im Bergdorf I. hatte ich mich mit dem jungen Grenzwächter, Alois, der hier beim Posthalter einquartiert war, rasch angefreundet. Auf dem 1600 Meter hoch gelegenen Dorfplatz sahen wir jeweils, wie die Ware legal mit dem Postauto ankam. Und hier standen sie leibhaftig vor uns, die wildromantischen Contrabbandieri, in Lumpen gekleidet, die Schuhe mit Stoffetzen umwickelt. Unter einem wirren, schwarzen Haarschopf funkelten ebenso schwarze Augen aus gebräuntem, meist auch vergrämtem Gesicht. Zwei Mädchen waren dabei, in kurzen, von einem Gürtel gehaltenen Hosen; das eine trug einen abgegriffenen Pullover, das andere ein halboffenes Hemd — rassig, aber sehr schmutzig.

Sie machten kein Geheimnis daraus, was sie da fachmännisch zu Traglasten — oft bis zu 40 Kilo — verpackten. Den Kaffee konnte man von weitem riechen. Ausfuhrschmuggel ging unsere Grenzwache nichts an: mögen die Schmuggler sehen, wie sie drüben durchkommen. So zogen sie also los, um über Pässe, Firnfelder und Felsenschroffen in die nach Süden sich öffnenden Schluchten der Hochalpen zu steigen. Einige Einwohner und Kinder sahen diesem Aufbruch jeweiligen müßig zu, und Alois ließ sich sogar rauchend auf einen Schwatz mit den Schmugglern ein. Es waren ja dieselben, die — das allerdings weniger offen! — andere Waren hierher in die Schweiz gebracht hatten, und da war es gut, sie zu kennen.

Eigentlich machten sie sich schon wegen illegalen Grenzübertritts strafbar. Aber dafür konnte man sie höchstens ein paar Tage einsperren. Innert acht Monaten des Jahres 1945 hatte man im bündnerischen Sektor 4000 solcher Gestalten zum Teil wegen dieses Vergehens, zum Teil wegen Schmuggels gefaßt. Aber ein Tag nach ihrer Freilassung konnte sie der Grenzwächter wieder auf verbotenen Pfaden antreffen, und während sie hinter Gittern saßen, waren andere in die Bresche gesprungen. Wirklich zurück, das machte mir Alois klar, ging dieser Schmuggel nur, soweit die Lage in Italien sich normalisierte, das wirtschaftliche Gefälle abflachte. Zehntausende von Familien waren vor allem südlich der Grenze von diesem «Gewerbe» abhängig.

Im heißen Sommer liebte ich es schon damals, nachts in den Bergen herumzustreifen. Da war es einmal bei meinem dritten Aufenthalt in I. besonders dunkel, ohne Mondschein, die Sterne von Wolken verhangen. «Richtiges Schmugglerwetter», sagte ich mir. Ich setzte mich auf eine Felsplatte. Dunkle Umrisse ließen schwach die Bergwelt erkennen. Kein Lüftchen wehte. Unheimlich war die Stille. Da — ferne Geräusche von brechendem Holz. Der Ruf eines Käuzchens. Jetzt das dumpfe Stamp-

fen einer vorüberziehenden Herde. Vielleicht dreihundert Meter vor mir erkenne ich in Richtung der Geräusche einige Ställe. Bald war der nächtliche Spuk vorüber, die Landschaft lag wieder in tiefer Ruhe.

Anderntags bestätigte Alois meinen Verdacht, ich hätte eine kleine Herde geschmuggelter Tiere — Schafe, vielleicht auch Schweine — gehört, die rasch in den Ställen untergebracht worden seien. «Aber ich müßte die Leute auf frischer Tat ertappen», fügte er hinzu, «sonst habe ich keine Beweise. Ueber die Ställe habe ich keine Kontrolle. Viele hier verdienen an diesem Schmuggel, und so halten sie denn zusammen gegen den 'bösen Zöllner'».

Da habe ich noch ganz andere Sachen erlebt. Erinnerst du dich an Heinz, den ich dir letztes Jahr gezeigt habe? Er war schon lange der Kühnste. Dieses Frühjahr wurde er beobachtet, wie er als Anführer einer italienischen Schmugglerbande eine ganze Kuhherde ein steiles Couloir hinunterschmuggelte!

«Die Tiere müssen ja moitié morts unten angekommen sein», warf ich ein.

«Keineswegs», meinte Alois. «Man umwickelte ihre Beine mit Reisig. Ein Mann packte die Kuh bei den Hörnern, ein zweiter beim Schwanz, der dritte stieß sie von der Seite. Ein Ruck, sie lag auf dem Rücken und wurde am Schwanz den steilen Schneehang heruntergezogen. Die Geschichte hat aber aus anderen Gründen ein böses Ende gefunden . . .»

Tragische Romantik

Ich gebe dies wieder, wie Alois und andere im Dorf I. es mir erzählt haben.

Heinz wollte sich das Geld für seine Heirat ersmuggeln. Im Italienischen, im obersten Dorf, arbeitete und wohnte seine Braut Maria bei Giovanni, Inhaber eines Lebensmittelladens, Umschlagplatz der Contrabbandieri. Einmal hatten einige von diesen die Lasten mit Reis, Salami und einiger anderer Ware sorglos vor einer Bünd-

Kuh Schmuggler

ner Sennhütte stehen lassen. Als sie herausstraten, sahen sie Alois dastehen. Sie waren böse überrascht, wollten sich auf ihn stürzen. Er wurde aber mit ihnen fertig und beschlagnahmte die Ware.

Ein zweites Mal war Heinz dabei. Er war geschickter. Ein Kundschafter hatte ihn gewarnt. Er verschwand, die anderen versteckten, flink wie Wiesel, ihre Lasten. Als Alois sie von hinten anrief, trugen sie nur Brennholz. In «unserem» Dorf warteten regulär verzollte, per Transit angekommene Ballen auf sie. Mit dieser Ware gelangten ihrer elf, von den italienischen Zöllnern unbemerkt, in einer stürmischen Nacht auf gefährlicher Gratwanderung zu Giovanni zurück.

Einer war abgestürzt. Das bedeutet für die Arbeitgeber kaum mehr als die Kündigung eines Angestellten. Die Carabinieri fanden den Toten samt der verräterischen Last. Die Guardia di Finanza verdoppelte ihren Eifer, fragte auch Maria aus, ohne Erfolg. Heinz wurde immer kühner. Jetzt schmuggelte er — ein oder mehrere Male? — sogar Kühe über die Grate in die Schweiz, wie ich bereits berichtet habe. Auch dabei konnte er noch nicht gefaßt werden. Aber er kam zu gefährlichem Ruhm.

Eines Abends sah Maria, die unterdessen von Heinz ein Kind geboren hatte, wie die Guardia mit Sirenengeheul ins Italienerdorf heraufruhr. Eine Razzia! Giovanni wurde verhaftet. Maria nahm ihr Bébé und floh in die Berge. Zu gleicher Zeit erhielt Alois die Meldung, ein flüchtiger Mörder wolle in seinem Abschnitt nach Italien. Er und ein zur Verstärkung gesandter Kollege gingen auf Patrouille. Am frühen Morgen trennten sie sich.

«Da erfaßte ich», berichtete mir Alois, «mit dem Feldstecher zwei Männer, die einen Steilhang hinaufkletterten, mein Kollege hinter ihnen her. Heinz erblickte diesen, wollte umkehren, aber sein Begleiter drängte weiter: die Grenze war so nahe. Der Mörder — ich fühlte, daß er es war — richtet seine Pistole auf meinen Kollegen. Heinz wirft sich auf ihn,

kann aber nicht verhindern, daß ein Schuss losgeht. Da stürzt — aus dem Handgemenge — der Mörder in den Abgrund.

Heinz versuchte unter stetem Ku gelwechsel mit dem Grenzer allein weiterzukommen. Ich näherte mich von der anderen Seite des Hangs dem Grenzübergang. Da, Schüsse von der italienischen Seite her! Ich eilte zum Grenzhag, eine junge Frau hastete mit einem Bündel im Arm auf mich zu, verfolgt von italienischen Grenzern. Keuchend erreicht sie den Stacheldraht — und bäumt sich getroffen auf, während der Schuß in den Felsen mehrfach widerhallt. Sie hat noch die Kraft, das Kind unter dem Draht durchzuschieben, und stirbt.

Die Italiener nahmen sie mit. Ich trug das schreiende Bündel den Hang hinunter, wo ich bald meinen Kollegen traf, über Heinz gebeugt. Der erkannte das Kind. Ich sagte ihm, wie es Maria ergangen war, und versprach, dem Kleinen würde Sorge getragen. Dann verschied auch Heinz.»

Die Posthalterstochter hatte sich dann des Bébés angenommen. Als ich zwei Jahre später noch einmal in dieses Dorf kam, war sie die Frau des Grenzers Alois. Das habe ich selber gesehen. Pour le reste...

Andere Menschen, andere
Beweggründe

Tatsache ist, daß in diesen Bergtälern die Phantasie noch lebendiger ist als bei uns in den Ebenen der Waadt und dramatischer als hier im Jura, wo ich jetzt Dienst tue. Diese Phantasie, zu der die Berge anregen, dichtet wohl oft einiges zur Wahrheit hinzu, sie regt aber die Menschen auch zu Unternehmungen an, die in wirklichen Tragödien enden.

Ich selber habe später einiges davon erlebt, als ich ein paar Jahre im Wallis Dienst tat. Glücklicherweise hat es nie Tote gegeben, auch nicht bei dem Kuh Schmuggel, von dem ich nun in Le Creux ein groteskes Münsterchen erlebt hatte. Aber auch wenn ein auf unser Zollhaus verübter Plastik-Anschlag nicht damit zusammenhängen

sollte, hätte es bei dieser neuen Schmuggel-«Bewegung», so schien mir, wieder zu gefährlichen Situationen kommen können — freilich aus anderen Gründen.

Professionelle Schmuggler, für welche der Erlös dieses Gewerbes zum normalen Einkommen gehört, traten hier höchstens als Helfer auf. Die Bauern, welche diese Tiere in unser Land schmuggelten, taten dies um eines anderen Zieles willen. Sie erstrebten zwar auch einen Gewinn, ein besseres Auskommen auf ihren meist kleinen Betrieben, indem sie sich von diesen Kühen eine größere Milchleistung versprochen. Gleichzeitig fühlen sie sich aber als Träger des Fortschrittes, die gegen «Bern» und «die Verbände» für eine gerechte Sache kämpfen. Es sind Fanatiker — und die sind immer gefährlich.

Von Orbe aus breitete sich ihre Bewegung über den Norden des Pays de Vaud und den Jura neuchâtelois aus; da wurden Tiere der französischen Montbéliard-Rasse eingeschmuggelt. Hinzu kommen vor allem einige schwarz-weiße Charolais-Kühe, die man in westfriburgischen Ställen angetroffen hat.

Wie die Zollorgane
hier vorgehen

Viele Tiere sind schon an der Grenze zurückgewiesen worden. Aber deren Ueberwachung ist auch im Jura schwer. So mußte denn der Fahndungsdienst eingesetzt werden. Die Zollorgane haben nach Artikel 74 des Zollgesetzes, auf das auch das Landwirtschaftsgesetz verweist, noch während zwei Jahren nach dem Delikt ein Pfandrecht auf Schmuggelware, seien das Edelsteine, Gebrauchsartikel oder Rinder. Der Vieh Schmuggel ist, auch wenn er nicht zur Umgehung einer Zollgebühr betätigt wird, ein Zoll delikt.

Die Bußen betragen grundsätzlich die Hälfte des Warenwertes. Sie sind also recht saftig, da für diese Kühe 3000 Franken und mehr bezahlt werden. Die größte, die bis jetzt ausgesprochen wurde, beträgt über 25 000



Franken. Bis Ende 1967 wurden über vierhundert Bauern wegen des Schmuggels von insgesamt mehr als sechshundert Kühen gebüßt. Etwa hundertfünfzig Bauern mit über zweihundert geschmuggelten Kühen harren noch der Verurteilung. Manchmal drückt man ein halbes Auge zu, mit Rücksicht auf die prekäre Lage eines Bauern. Bang- oder tuberkulosegefährdete Tiere — das ist die große Mehrzahl — müssen geschlachtet werden. In einem der letzten Fälle mußten zum Beispiel von zwölf Kühen neun abgetan werden. Eindeutig gesunde Tiere hat man bisher den Bauern meist belassen. Man wollte den Kampf nicht auf die Spitze treiben — und lebendig hätte ja die Zollverwaltung die Tiere in der Schweiz logischerweise auch nicht verkaufen dürfen.

Man schätzt, daß etwas über tausend Kühe in unser Land eingeschmuggelt worden, also vielleicht an die zweihundert unentdeckt geblieben sind. Die Entdeckung in den Ställen ist leichter bei Kühen als bei Schweinen und Schafen, im Mittelland und im Jura als in den Alpen; sie ist auch leichter bei Tieren, die zur Milcherzeugung und womöglich sogar zur Aufzucht verwendet werden sollen, als bei solchen, die man notfalls ohne Verlust schlachten kann.

Ueberdies kämpfen die meisten dieser neumodischen Kuhschmuggler oft recht offen für ihre Sache. Deshalb weiß man, unter welchen man suchen

muß, und sie machen sich durch ihren Kampf Feinde im eigenen Dorf, welche den Zollorganen Hinweise geben. Da ist zum Beispiel ein Friburger Bauer, der im Rucksack unentdeckt ein Charolais-Kälbchen hereinschmuggelte. Um ihm die Ohrmarke anheften zu können, hat er ein in seinem Stall geborenes Friburgerli gemetzget. Anhand von Blutgruppenbestimmungen und anderen Testen konnte dem Bauern dann das Vergehen nachgewiesen werden.

Anfänglich waren die Zollbehörden gegen diesen Viehschmuggel etwas zögernd vorgegangen. Im Herbst 1966 entschloß man sich zu schärferen Kontrollen an der Grenze und härterem Zugreifen im Landesinnern. Man hatte das Gefühl, sonst könnte dem Staat die Entwicklung aus der Hand gleiten. Der Erfolg war wider Erwarten durchschlagend. Im zweiten Halbjahr 1967 dürfte nach den bisherigen Feststellungen kein nennenswerter Schmuggel mehr erfolgt sein.

Nach allen Erfahrungen kann dies nicht allein das Resultat des schärferen Durchgreifens gewesen sein; damit allein läßt sich ein von vielen als gerechtfertigt angesehener, rentabler Schmuggel sogar in einem totalitären Staat kaum bekämpfen — geschweige denn chez nous qui veillons tant à notre liberté. Ein Grund war denn auch, daß unseren Zuchtverbänden nun freigestellt wurde, Montbéliard-Samen zur künstlichen Besamung einzuführen. Auch solcher war schon geschmuggelt worden. Jetzt ermöglichte man der Fédération de sélectionneurs de bétail bovin, einer Organisation der Neuerer, die legale Einfuhr eines gewissen Quantum und nahm damit den Schmugglern den Wind aus den Segeln. In Sonderfällen wurde auch die Einfuhr von Tieren gestattet.

Die Frage ist, ob damit diesem Schmuggel auf die Dauer der Boden entzogen ist (oder ob der nun in Gy festgestellte Fall sein Wiederaufleben ankündigt) und wer eigentlich sagen wir viehpolitisch gesehen recht hat. Um sie zu beantworten, muß man den Standpunkt der beiden Parteien

kennen. Darüber müssen aber im Schweizer Spiegel andere Auskunft geben, da ein Zollbeamter sich nicht allzusehr öffentlich in die Hintergründe der Maßnahmen einlassen soll, deren Durchsetzung ihm obliegt.

Besuch bei den Montbéliard-Anhängern

Von Samuel Simon

Das Manuskript des Berichts von Pierre Frontière habe ich mit Spannung gelesen, und ich habe es gerne übernommen, einmal den Standpunkt der Schmuggler oder Neuerer — wie man will — darzustellen. Ich habe für sie eine gewisse Sympathie.

Dass ich als Käshändler für diesen Bericht ebenfalls ein Pseudonym wähle, werden die Leser sicher verstehen. Die Leidenschaften sind in dieser Sache stark — auch bei manchen Anhängern des offiziellen Standpunkts, zu denen fast alle zählen, von denen ich den Käse beziehe. Und heute darf sich auch der Kunde nicht die Sympathie der Lieferanten verschmerzen, abgesehen davon, daß ich das aus persönlichen Gründen ungern täte.

Es ist übrigens interessant, daß bei uns im Berner Jura, sowohl im separatistischen Norden wie im bernstreuen Süden, wohl einige Kühe nach anderen Gebieten der Westschweiz durchgeschmuggelt wurden, die Bauern aber dieser Sache anscheinend generell ablehnend gegenüberstehen. Die Südjurassier sind wohl zu staats-treu, die Nordjurassier wirtschaftlich zu konservativ. Vielleicht der Hauptgrund ist, daß die Leidenschaftlichsten hier so sehr von der Jurafrage erfüllt sind, daß für die Kuhrassenfrage in ihrem Innern kein Platz bleibt.

Ich bin daher — was ich schon lange gern getan hätte — per Auto ins Zentrum der Neuerer, nach Premier

Kuschmuggler

bei Orbe, gefahren. In diesem auf etwa 1000 Meter Höhe gelegenen waadtländischen Juradorf lebt und wirkt ihr Anführer — oder Verführer, wie ihn seine Gegner nennen —, der Landwirt C.

Langsam fuhr ich in Premier ein. Es war knapp nach der Zeit des Mittagessens. Manche Bauern standen beim Brunnen oder vor der Haustüre, blickten den fremden Wagen mit dem Berner Nummernschild nicht gerade freundlich an. Sie dachten wohl etwas wie: Da kommt wieder so ein Neugieriger, den die Sensationsberichte gekitzelt haben.

Fast am anderen Ende des Dorfes sah ich vier Bauern, die vor einer weit offenen Scheune um einen leeren Heuwagen gruppiert waren. Ich hielt an und fragte, ob sie mir sagen könnten, wo Herr C. zu treffen sei.

Die Vier schauten mich lange schweigend an. Einer ging weg. Aus einem jungen stoppelbärtigen Gesicht funkelten mich indes zwei mißtrauische Augen an. Dann tönte es zögernd und trocken: «C'est moi.»

Ein etwas älterer, sympathischer und gepflegt aussehender Landwirt stellte sich als Bruder vor, nebenberuflich Deputierter. Und dann trat der hagere alte Bauer auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: «Et moi, je suis le papa.»

Das Eis war gebrochen. Jetzt stellte ich mich vor und erklärte, daß ich ihren Standpunkt und ihre Beweggründe kennen lernen möchte.

Und nun folgte eine vehement vortragene Rechtfertigung, voller Anklagen. Der junge Bauer hatte wirklich etwas Revolutionäres, wenn er sprach, ein messianischer Typ: «Bei uns fehlt es einfach an der Entwicklung. Die Aufzucht muß getrennt werden; mehr Fleisch zu erhalten ist nur eine Frage der Selektion. Milch und Fleisch, das gibt es nicht mehr, das ist Folklore!

Mit den Verbänden diskutieren heißt soviel wie mit einer Mauer reden. Ils ne veulent pas comprendre. Die vom Fleckviehverband wollen mit Zahlen beweisen, daß die Simmentaler

ler Rasse gleich viel Milch gibt wie die Montbéliard-Kühe. Nach unseren Erfahrungen stimmt das einfach nicht. Solche Kühe erhalten wir jedenfalls nicht; diese Stiere führt man uns hier nicht zu, und von ihnen bekommen wir auch den Samen nicht! Da müssen wir uns selber helfen!»

Der ältere Bruder fügte ruhig erklärend hinzu: «Wir sind keine Schmuggler von Beruf. Wir haben alle unter Zwang gehandelt. Die Montbéliards sind auch nicht billiger, aber sie geben mehr Milch als die Simmentaler, die wir hier bekommen. Und sie eignen sich viel besser für das mechanische Melken.»

Es ist wohl Zeit, daß ich dem Leser durch einige, notwendigerweise summarische und vereinfachende Erklärungen helfe, diese Sache besser zu verstehen. Die Schweiz hat vier Rinderrassen; die Hälfte des Bestandes von 1,7 Millionen Tieren entfällt auf das Simmentaler Fleckvieh, das uns hier vor allem interessiert. Bei uns wird dieselbe Rasse sowohl für die Fleisch- wie für die Milchproduktion gezüchtet. In Frankreich wird teilweise, so bei den Montbéliards, mehr die Milchleistung, bei anderen Rassen, zum Beispiel den Charolais, mehr der Fleischanfall forciert. In anderen Ländern, so in den USA und auch in

Schottland, wird noch mehr getrennt in praktisch reine Fleisch- und Milchrassen.

Bei unserem System werden die männlichen Tiere meist als Kälbchen geschlachtet. Ochsenmast wird wenig getrieben. Und die Rinder, die jungen Kühe, werden selten geschlachtet. Es wird probiert, ob sich daraus eine Milchkuh ergibt. Jene Kühe, die keinen Samen aufnehmen oder verwerten — das kommt bei der heutigen Ernährung der Tiere häufiger vor —, geben bekanntlich keine Milch. Nur wenn das mehr oder weniger feststeht, stellt unser Bauer auf Mast um und bestimmt die Kuh für den Schlachthof. Der französische Montbéliard-Bauer geht gleich vor, nur noch extremer.

Ich hielt nun den Bauern vor, bei uns hätten wir ja schon viel zu viel Milch, aber zu wenig Fleisch: «Nehmen wir an, Sie erhalten von den Montbéliards mehr Milch. Dafür geben sie doch weniger Fleisch!»

Der jüngere Bruder erwiderte heftig: «Die französischen Kühe haben viel Fleisch und eine sehr gute Haut. Das wurde nie vernachlässigt! Jedenfalls haben die Franzosen immer genug Fleisch gehabt!»

Ich warf ein, Frankreich müsse heute auch Fleisch importieren. Vielleicht

Vexierbild von heute

von Henry Wydler



Wo ist die neue Verkäuferin?

weniger als wir, aber das komme vom Ausgleich durch die Fleischrassen.

Der ältere Bruder meinte, eben das wäre ja das Richtige: getrennte Fleisch- und Milchrassen. Der jüngere fügte höhnisch hinzu: «Das Fleisch der Simmentaler soll das beste sein, sagt man uns. Ja, wenn Sie kein anderes versucht haben!»

«Wir haben doch sehr gutes Kalbfleisch», erwiderte ich. «Aber ich habe in Amerika auch gefunden, daß das Rindfleisch — und andererseits auch die Milch — besser ist als bei uns, weil dort die Rassen völlig einseitig ausgerichtet sind. Aber können wir uns dieses System leisten?»

Der ältere Bauer erwiderte, deshalb sollten wir eben die französische Zwischenlösung wählen. «Frankreich ist sehr fortschrittlich. Ich war kürzlich dort, auf den Viehmärkten und Musterbetrieben. Sogar die Deutschen richten sich heute nach Frankreich aus!»

Ich meinte, die Franzosen seien doch auch gezwungen, ihre Montbéliard-Kühe als Schlachtvieh zu verwerten. «Und das ergibt doch dann noch weniger gutes Kuhfleisch als das unsere!»

Darauf erwiderte der Deputierte, da die Franzosenkühe mehr Milch gäben, brauche es deren weniger für die Ernährung des Landes. Wenn sie zudem noch magerer seien, wie behauptet werde, so erhalte man aus zwei Gründen weniger Fleisch minderer Qualität.

Ich warf ein: «Sicher, das Fleisch der alten Milchkühe ist wohl überall etwa gleich schlecht. Aber auch die vielen Montbéliard-Kühe, die keine Milch geben, müssen gegessen werden. Und die geben wohl doch weniger gutes Fleisch als die Simmentaler.»

Da bemerkte der Jüngere: «Das stimmt einfach nicht. Zudem gibt es auch von diesen Kühen weniger als bei uns. En tout cas ist das Fleisch in Frankreich gesamthaft besser als bei uns!»

Hier blieb Behauptung gegen Behauptung stehen. Und auf meinen

Hinweis, daß ja auch die Montbéliards von den Simmentalern abstammten, meinte der junge Bauer höhnisch: «Das stimmt so wenig, wie Sie mein Onkel sind!» Der Ältere meinte, und wenn das wahr wäre, warum denn die Aufregung? «Weil die Montbéliards mehr leisten! Versuchen Sie einmal, bei uns eine Kuh zu kaufen, welche 7000 Kilo abgibt!»

Und der Papa ergänzte: «Schon vor fünf Jahren haben wir die künstliche Besamung verlangt. Erst auf unser selbständiges Vorgehen hin wurde sie zugelassen. Und jetzt hat man sogar die Einfuhr von Montbéliard-Samen erlaubt. Gibt uns das nicht recht?»

Auf meine Frage, wie sie mit ihren Tieren zufrieden seien, antworteten die Bauern gedämpfter. «O, wir hatten einige Unfälle», erklärte der Ältere. «Die Kühe benötigten aber nur eine kurze Anpassung. Sie geben heute das Doppelte der Simmentaler. Wir sind sehr zufrieden.»

Das ist das Wesentliche einer langen Diskussion an und auf dem leeren Heuwagen. Lachend verabschiedeten wir uns. Diese Bauern haben wohl nicht in jeder Hinsicht unrecht.

Ein umsichtiger Bauer meint

Von Jean Major

Gerne gebe ich meine Meinung zu den Äußerungen, die Samuel Simon wiedergegeben hat. Als Angehöriger eines Syndicat d'éleveurs approuvés bin natürlich auch ich Partei. Aber ich habe mich — wie ich glaube, ohne Vorurteil — selber immer wieder gefragt, ob ich mich der Opposition ganz oder teilweise anschließen soll — und so mag mein Urteil einigermaßen objektiv sein. — Was zunächst die

Milchleistung

betrifft, so muß ich leider doch die Zahlen der Verbände vorbringen, de-

nen man auch sollte vertrauen können. Nach den Angaben der offiziellen Organisation «Herd-book Montbéliard» ging 1965 aus rund 30 000 Milchleistungsprüfungen ein Durchschnitt von 4239 Kilo Milch im Jahr mit 37 Promille Fettgehalt hervor. Die Vergleichszahlen für das Simmentaler Fleckvieh lauten: über 146 000 Kontrollkühe, Durchschnittsleistung 3867 Kilo, Fett 39,8 Promille. Seine Milchleistung in Kilo betrüge demnach durchschnittlich 91,2 Prozent der Montbéliards. Nun will man aber nicht möglichst viel Flüssigkeit, sondern möglichst gehaltvolle Milch. Was die Fettleistung (Milchleistung mal Fettgehalt) betrifft, so ergeben die zitierten Zahlen für die Simmentaler bereits 98 Prozent der Montbéliard-Werte.

Da zudem in diesen Angaben für unsere Kühe auch die — viel ungünstigeren — Berggebiete eingeschlossen sind, kann man mit gutem Gewissen sagen, daß die Simmentaler in unserem Flachland gegenwärtig den Montbéliards in der Milchleistung durchschnittlich ebenbürtig sind, obwohl die letzteren speziell auf Milch gezüchtet werden. Dabei ist nicht einmal berücksichtigt, daß die Schweizer Zahlen auf fast fünfmal soviel Kontrollkühen basieren.

Getäuschte Hoffnungen

Warum waren denn die Neuerer so versessen auf den Import der Montbéliards, daß sie zu Schmugglern wurden? Möglich ist, daß sie persönlich tatsächlich längere Zeit keine besonders guten Simmentaler erhalten konnten. Diese sind natürlich sehr begehrt. Ein paar Mal mag diesen Bauern eine vor der Nase weggeschnappt worden sein. Wie überall gibt es sicher in unseren Verbänden da und dort Vetterliwirtschaft und Feindschaften, die das Spiel von Angebot und Nachfrage durchkreuzen. Schließlich kommt es auch auf die Tüchtigkeit des Syndicats (Genossenschaft) an, dem der Bauer angeschlossen ist.

Im wesentlichen war es aber wohl

Kuhsmuggler

so: Viele Bauern sind wegen einer allzu kühnen Mechanisierung ihres Hofes heute wieder mehr verschuldet als je. Da geht dann die Rechnung immer weniger auf. Man sinnt auf Auswege. Die Hoffnungen konzentrieren sich immer mehr auf die Wunderkuh, Milchkühe mit Großerträgen, welche einen vom Zinsdruck befreien. Zur Bildung solcher Wunschträume hat in letzter Zeit leider der im Verhältnis zum Fleischpreis günstigere Milchpreis beigetragen.

So wurde man geneigt, auf einige Vorkämpfer zu hören, die etwas zu einfach räsionierten: «Die Kühe, die wir erhalten, entsprechen nicht modernen Normen. Mit einer Milch- und Fleischrasse lassen sich offenbar von Ausnahmen abgesehen nicht genügend Milcherträge erzielen. Wenden wir uns dorthin, wo man einseitig die Milchleistung forciert, nach Frankreich, wo man ohnehin heute mehr auf Fortschritt eingestellt ist! Dann wecken wir auch unsere Viehwirtschaft aus dem Schlaf und sanieren uns erst noch persönlich!»

Daß letzteres nicht stimmen konnte, wenn man die Tiere schwarz einfuhrte, war freilich auszurechnen. Selbst wenn man glaubte, ohne Bußen davonzukommen, und zudem den offiziellen Milchleistungszahlen mißtraute, mußte sich doch jeder sagen: Bei einem Schwarzkauf, bei dem ja eine Garantie nicht spielen kann, wird mir der französische Bauer oder Händler kaum jene Wunderkuh geben, welche ich von den Compatriotes nicht erhalten konnte.

Es ist dennoch bemerkenswert, daß nur etwa 700, also weniger als drei von tausend schweizerischen Landwirten auf jene Sirenenklänge hereingefallen sind. Ihnen allerdings ist es zumeist noch viel dreckiger ergangen, als man ahnen konnte. Die Kühe, die sie bekamen, hatten nicht nur oft einen mäßigen Milchertrag, die Mehrzahl war sogar seuchenverdächtig. Die meisten Schmuggler sind bei diesen Käufen nach Noten hereingelegt worden. Vor allem deshalb hat der Schmuggel heute praktisch aufgehört.

Das Prinzip

Aber das Prinzip der Neuerer könnte trotzdem richtig sein. Ist das mit ein Grund, weshalb man nun auch Montbéliard-Samen zugelassen und das Einfuhrverbot zu Spezialzwecken ein klein wenig gelockert hat? Die eingeführten Lockerungen sind freilich nur ganz spärlich benützt worden. Jetzt, wo die Frucht nicht mehr verboten ist, lockt sie viel weniger. Es wird vielleicht ein Prozent Montbéliard-Samen verwendet.

Ließ sich aber die Lockerung auch sachlich rechtfertigen? Nun, die Verbände haben zugestimmt in der Meinung, daß eine offiziell kontrollierte Einfuhr eben eine Auswahl nach oben ermöglicht.

Es ließe sich einwenden, es sei doch unsinnig, heute, da ohnehin zuviel Milch anfällt, die Milchleistung zu steigern, auch wenn das dank guter Auswahl nicht auf Kosten des Fleischanfalls geht. Ich persönlich ziehe tatsächlich einem Wundertier, das 7000 Kilo abwirft, eine 5000er Kuh vor. Diese braucht bloß 30 Prozent teures Kraftfutter, jene viel mehr. Aus der Futtereinheit in Franken gewinne ich — jedenfalls wenn ich noch den Preis des Tieres berücksichtige — mehr mit der guten als mit der Glanzkuh.

Ferner produzieren wir in der Schweiz nur 70 Prozent unseres Fleischbedarfs, dafür 112 Prozent der benötigten Milch. Deren Export ist kaum zu steigern, da auch die umliegenden Länder einen Milchüberschuß haben. Man sollte also entweder die Fleischergiebigkeit der Rasse mehr steigern als die Milchleistung, oder man müßte doch eine Rasse spezialisieren — allerdings nicht auf Milch, sondern auf Fleisch — oder eine entsprechende einführen. Es scheint aber, daß Fleischrassen nur auf großen Flächen rentieren, wie sie Frankreich und vor allem Schottland und Amerika zur Verfügung haben.

Die Bergbauern

Vor allem können wir Schweizer von unserer «Allround»-Rasse 10 000

Stück Zucht- und Nutzvieh im Jahr exportieren. Für unsere Bergbauern ist diese Erwerbsquelle lebenswichtig, und die Mittellandbauern, die ja von manchen Subventionen mehr profitieren, sollten dafür auch Verständnis haben. Wir beliefern Italien, Jugoslawien, Spanien, mehrere Ostblockvölker, auch ferne Länder wie Äthiopien, und selbst Frankreich und Deutschland. In Europa gibt es heute rund 35 Millionen Stück Simmentaler Fleckvieh. Nach Italien wurde solches schon im 15. Jahrhundert ausgeführt, und die Montbéliards sind tatsächlich Abkömmlinge der Simmentaler, welche die Täufer mit sich nahmen, als sie nach Frankreich flüchteten.

Diese Stellung dürfen wir nicht verlieren. Vielleicht wird sich auch in diesen Ländern einmal der Bedarf wandeln. Aber bis dahin ist es gut, wenn sich unsere offizielle Politik vor allem auf eine gleichzeitige Besserung der Fleisch- und Milchqualitäten unserer Rassen verlegt. Es hat sich gezeigt, daß das — einschließlich der Eignung für die Melkmaschine — in überraschendem Maß möglich ist. Hinzu muß freilich ein lockender Fleischpreis kommen und eine Schulung der Bauern, damit diese vermehrt Tiere zur Mast (für die Fleischproduktion) ausscheiden.

Unsere Berggebiete weisen jährliche Viehüberschüsse von etwa 40 000 Tieren auf, die unser Flachland abnimmt. Ein wenig Konkurrenz ist Ansporn für sie, sich schneller auf neueste Methoden umzustellen. Zuviel Import würde unsere Bergbauernpolitik und die Qualität unserer Rassen in Frage stellen. Eine solche Entwicklung ist aber auf Grund der heutigen Bestimmungen und der Konkurrenzfähigkeit der meisten Tiere aus unseren Bergen nicht zu befürchten.

Die Neuerer sind entêtés. Aber sie haben doch das Verdienst, unsere Zuchtspolitik zu neuen Anstrengungen angespornt zu haben. Vielleicht wäre es recht, wenn das die Begnadigungsinstanzen berücksichtigten, sofern die Schmuggler entsprechende Gesuche stellen.